

Aber sie hätte doch viel lieber an die alte Tür des Doktorhauses geklopft als nun in der schönen Villa Einlaß zu begehren.

„Mutter, ich bin aber so sehr müde,“ klagte eine von Tränen erstickte Stimme neben ihr.

„Ja, mein Kind, meine arme, kleine Mary, ich hab' dich ja ganz vergessen. Komm nur, dann ist du Abendbrod und legst dich in ein schönes Bettchen.“

Glaubte sie denn selbst, was sie versprach.

Den Weg zur Villa Schönheim kannte sie wohl; aber als sie nun die hohen hellen Fenster, den vornehmen Ausgang sah, da schlug ihr Herz doch höher und ihre Hand zitterte.

Ein Diener öffnete. Er sah verwundert die junge Frau und das Kind an, wußte nicht, was aus ihnen machen. Wie Bettler sahen sie wahrlich nicht aus, — aber ohne Hut? Ausländer vielleicht.

„Was wünschen Sie?“

„Ist Frau Doktor Alland zu Hause?“

„Ja. Wen soll ich melden?“

„Sagen Sie, sagen Sie — Frau Malrose aus Amerika.“

Durch die geöffnete Tür sah Johanna die Tante am Abendbrodtisch sitzen. O wie sie der Anblick anheimelte! Das war anders als da draußen auf der Straße im Finstern wandern.

„Tante, liebe Tante,“ rief sie und eilte ins Zimmer, die alte Frau umfassend, „o Tante, wie schön ist es bei dir!“

(Fortsetz. folgt.)

Böse Zeiten.

Nach Aufzeichnungen im ältesten Kirchenbuch von Flaach.

In den Jahren 1500/73 und 1577/97 auctete in Flaach der Pfarrer Johannes Juda, ein Sohn des gelehrten und edlen Freundes und Mitarbeiters Ulrich Zwinglis am Reformationswerk in Zürich, Leo Jud. In das Kirchenbuch, in welches er die getauften Kinder, die verstorbenen Personen und die getrauten Ehepaare eintrug, streute er auch mancherlei Notizen ein, namentlich über die Mißjahre, die Frucht- und Weinpreise jener Zeit, über das Auftreten der Pest und die Unterstützung der Armen, Notizen, welche uns einen Einblick gewähren in die bösen Zeiten, die im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts in unserem Lande herrschten.

Das Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit 1877 enthält Mittheilungen aus dem statistisch-volkswirtschaftlichen Nachlaß des 1780 in Zürich hingerichteten Pfarrers Joh. Hrch. Waser, welche berichten, daß von 1570 bis 1600, also während vollen 30 Jahren, nicht ein einziges Gerätzjahr eintrat. 13 Jahre waren sehr gering, 10 Jahre gering, 5 Jahre unter Mittel und nur 2 Jahre über Mittel. Mit diesen Mittheilungen stimmen die Aufzeichnungen Johannes Judas ziemlich überein. Er schreibt:

„Anno 1570 ging nach Martini ein groß Türri an in unseren Landen. Es ging alles, daß man gelebt, gächlings uf. Denn nach Wienachten galt ein Viertel Salz 1 Pfund (1/2 Gulden), ein Pfund Anken 7—8 Krüzer, 1 Viertel Haber galt z' Winterthur den 3. Mai 1571 nün Konstanzener Bagen, 1 Viertel Hanffamen 1 Pfund, 1 mütt Kernen 6 Gulden, der Roggen 4 Gulden, der Wein galt 11 Pfund der neue, und der alt 8 Gulden der Saum. Die von Wyl im Turgäuw machtend ein Pot, daß man kein Viertel Haber türer solle geen, denn um 10 Bagen, ein Mütt Kernen um 8 Pfund und ein Viertel Roggen um 23 Bagen. Deßhalb fürtend keine Kauflüt nüt mee uf hür. Aller der Kernen, der gan Winterthur, Zürich und

Schaffhufen uf den Markt kam, ward meerteils von Basel dargefürt, denn es war nüt in unserem Land. Diese Türri wäret bis zu der Ernd im 71. Jar, und hat mänglich großen Mangel, wo man nit Korn von Basel hatte; müßt mänglich ohn Brod gste sin. Denn alles das Korn, so uf den Markt kam, bracht man unden uf: und es war ein gar naß Jaar gsin, hat die Frucht verderpt und extränkt. So ward der Win grusam sur anno 70, im 71 ward er gut. Als nun die Ernd anno 71 hinzukam, war das Korn gar tünne und ging noch zusammen, doch war es gut. Es erschrad mänglich, daß die Kornstöck so klein wärend. Man hat auch hinder sich; deß ward's noch türer, und galt der Mütt Kernen etwan 6, etwan 7 Gulden. Um Martini kauft man ihn um 5 Gulden, aber unlang, er schlug wieder uf. Doch war nit solche Not, wie das vorder Jar. Es luff mänglich nothhalb gan hätlen. Es war dies Jar gut Win worden, aber wenig; ein Suchart gab etwan 2 oder 3 Saum. So hat man viel abghauen. Nienen ward meer Win denn zu Flaach aus Berg. Die Rechnung ward um 6 Gulden gemacht, aber er galt um Wienachten 6 bis 8 Gulden, hernach 10 und man fand ihn dennoch nit wol.

1572 ward abermals wenig Korn in allen Landen, deßhalb mänglich das Korn suber zämen hat, angedenk der vorigen Not. Deum hstund die Türri. Der Kernen kam z' Winterthur und Zürich uf 7 Gulden, zu Schaffhufen uf 6. Der Haber kam uf 6 und 7 Bagen.

Deß Jaar erfro der Win gemeinlich vom Rysen um Winterthur; aber zu Schaffhufen, Flaach, Zürichsee, ward wol Win und gut. Ein ward, dem anderen darnaben ward nüt. Es war ein sälzner Rys; der Rebel half wol an vil ändern. Die Rechnung ward gemacht um 10 Pfund, er galt noch in 6 und 7 Gulden, hernach 9 und 10 und anno 74 galt das Fuder des Wins 100 Gulden zu Schaffhufen, und z' Winterthur 13 und 14 Gulden der Saum. Die Türri wäret und hstund bis zu der Ernd anno 73. Da schlug ein wenig ab; der Mütt Kernen kam z' Winterthur uf 4 und 4 1/2 Gulden. Anno 1573. Dis Jaars war ein harber Frühling gsin, es gab Schnee bis im Maien. Die Böum wärend als wiß vom Schnee, als ob's Blueß wäre. Es ward aber wol ops. Die Reben erfroend gemeinlich in allen Landen auch andern Orten. Der Sommer war naß und kühl; es meint einer z' Herbstzit, es wäre noch nie recht Summer gsin. Der Herbst war gar naß, tat stets nüt anders denn rägen, was kalt darzu. Die Birglüt und die uf dem Wald konnten weder Korn noch Haber mit lieb heim tun, vil Haber und Ernd verdarb. Der stet Regen und Näschi schadete dem Samen gar übel, denn er muß in tüffen Zelgen ertrinken und verderben. Das Rähholz konnte nit tignen, und was von Truben vorhanden, konntend nit risen; deßhalb was noch ward, war gar sur und ungut; aber diewyl man sonst keinen hat, muß man ihn wol trinken. War dennoch tür. Alle Käller wurdend leer und alle Faß usghölt. Auch leert man alle Spytter und Kornschüttinen, es galt der Mütt Kernen bis zu der Ernd 8 und 9 Pfund, ein Viertel Haber 15 und 16 Schilling.

Anno Dom. 1579, den 16. April, war der hoch Donstag, war's am morgen kalt vom Biswind, der ging gar stark, es wärend 2 morgen darvor alweg ruff gfallen, aber si hettind nüt gschat. Aber am 16. April nachmittags fings an schnehen und war grusam kalt die ganz nacht. Morndes war hß und schnee gnug. Die Rühbäum all erfroend, die reben auch, wärend noch wit darhinden; aber es war so grusam kalt, daß es niemand erlyben mocht. Was für Augen an Räben fürhin wärend, erfroend, man meint, es wäre als tod. Aber es kam vil wieder. Der Wyn schlug ab; als sie aber blüen lotend,

war es kalt und naß und fiel der größt Teil hinweg. Es war den ganzen Sommer naß und kalt. Es ward in allen Böden lüzel Korn; allein uf dem Wald ward vil. Das Korn war auch schwach. Vor der ernd fand man den Mütt um 2 Gulden, darnach kam er gleich uf 3 Gl. und etlich merkt uf 5 Gulden.

Es ward wenig wyn. Die Rechnung ward 7 Gulden gemacht. Es war zimlich frisch, doch besser weder man's ghofft hat.

Anno 80 ward vil win und überus gut; er ward aller von reichen Lüten ufkauft. Die Rechnung ward gemacht um 9 Pfund. Das Korn galt um Martini und Wienacht 6 Pfund.

Anno 81 ward aber mal vil wyn, ebenso anno 82, 83 und 84. Anno 1585 erzeigt sich abermals vil Win. Deßhalben die Rychen, so die Käller voll hattind, übel erschreckend. Er kam uf 5 Pfund abhin. Es war aber ein naß und kalt jaar. Dann im trubenbluest fiel als hinweg und zur Stund schlug her win wieder uf und galt der alt kaum 12 und 13 Pfund.

Es ward nienen mee wyn, denn im Flaachtal, die Rechnung ward gemacht um 10^{1/2} Pfund.

Anno 86 nach Wienacht kam der Mütt Kernen uf 7 Gulden und war große Not allenthalben. 1 Viertel Haber galt 10 Bagen.

Anno 87 sielend drei große ryffen und erfrört die Reben und war ein kalter, nasser summer; es ward vil Korn und gut, der mütt galt 6 und 7 Pfund bis zu der Ernd. Es ward wenig wyn, ja schier keiner, ein Suchart gab etwan 1 Saum und ward grausam sur. Noch so galt er 10 Pfund an der Rechnung. Der alt, deß man allenthalben gar vil hat, galt 10, 12 und 14 Gulden der Saum, bar gält.

Anno 88 wars abermal ein kalter nasser Summer und ward wenig wyn und sur. Noch ward die Rechnung gemacht um 10 Gulden; er galt vor dem Herbst 12, 14 und 15 Gulden.

Anno 89 ward noch minder wyn, dann im 88-jaar besonders ward um Winterthur und Schaffhusen gar wenig und nienen mee, denn im Flaachtal. Die Rechnung ward 24 Pfund. Der Kernen galt das Jaar um Martini vast 10 Pfund, der Viertel Haber 6 Bagen.

Anno 1590 ward süß gut wyn, dergleichen man nie hat gha, sid dem heißen Summer anno 1540. Die Rechnung ward gemacht um 9 Gulden. Es hat aber der Hagel zu Berg und Flaach als gschlagen, daß nit ward, weder Win noch Korn, oder lüzel.

Anno 1591 war ein gar nasser Summer und war's im Winbluest gar kalt, darumb die truben tünn wardend. Das wärt also bis um Verenä. Drum alle reichen Lüt die Käller zuschlagend und wot niemand mee den guten wyn hinweggeh. Drum kam der Saum wyn uf 15 und 18 Gulden; man hat ihn auch etwan um 20 Gulden kauft. Aber als der September anhin ging, ward es warm und trocken und des gut Wätter wäret bis lang nach Martini, daß es nie kalt ward und kein ryff fiel. Drum ward noch gut wyn und ward die Rechnung allenthalben vast um 12 Gulden gemacht. Man fand ihn aber hernach wol um 10 Gulden. Es ward bi uns zu Flaach vil milter und besser denn an andera Orten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Freundschaft.

Ein Freund in der Not ist mehr wert
als zehn im Glück.

Freundschaft! Es ist eine der schönsten Blüten, die am Baum des Lebens wachsen: Das Glück der wahren,

reinen Freundschaft. Und in unserer Zeit, wo man so leichtlebig über Vieles hinweggeht, wo Neid und Mißgunst im Sagen und Treiben nach Erdengütern und äußerem Glanz; wo innere Hohlheit, äußerer Schein und die Phrase ein besseres Empfinden in so vielen Menschen ertönen, steht sie erst recht da als ein Heiligtum im Lebens-tempel, fast als ein Allerheiligster.

Freundschaft ist ein Angebinde,
Das der Herr den Menschen schenkt,
Daß sich Herz zum Herzen finde.

So viel fast wie Liebe und Treue ist auch die Freundschaft von den Dichtern besungen worden, aber edler und herrlicher wohl nie, als wie es Schiller in seiner „Bürgerschaft“ getan, die so erhebend, so befeeligend ausklingt und uns lehrt, wie der Geist echter, unverfälschter Freundschaft selbst das Herz und das Sinnen eines Tyrannen bezwingt.

Wie so oft gleicht die Freundschaft zweier Menschen einer Blume, die am Morgen gepflückt wird und am Abend zerblättert und zerstreut, ein kurzes Dasein des Scheines lebt. Immergrün und Tannenreis sind das echte rechte Symbol der Freundschaft; im Zeichen der Beständigkeit muß sie geboren werden, wenn sie im Sonnenbrand des heißen Lebenskampfes nicht verdorren soll. Tausend und Tausende sind im Glück scheinbar unzertrennliche Freunde; auf der ebenen Straße der Wohlfahrt und der Lebensfreuden läßt sich ja gut kutschieren, aber in den Tagen der Prüfungen, des schwerer Schicksals, der Not und der Entbehrungen fliehen jene Menschen, die in den Tagen des Glücks und des vollen Beutels, des Vergnügens und der schrankenlosen Lust die sich an die Rockschöße hängten.

Die Freundschaft, wenn sie wahr und ungeheuchelt, ist selbst der schwersten Opfer fähig, sie flieht nicht vor dem Schreckgespenst eines bitteren Schicksales, verbirgt sich nicht aus falscher Scham vor den Leuten, sie verleugnet dich nicht. Und wenn sie dein Unglück ahnt, erhebt sie zur rechten Zeit ihre warnende Stimme, um es zu verhüten. Wohl dem, der solche Freunde hat und auf sie hört. Es giebt erhabende Beispiele von alles aufopfernder Freundschaft, wo in Wahrheit zwei Menschen ein Herz und eine Seele sind. Aber nicht alle Menschen sind solcher Freundschaft fähig, darum prüfe ein jeder, wen er sich zum Freund erwähle, damit er nicht in den schweren Stunden der Heimsuchung und der Trübsal allein auf Gottes weiter Erde steht, verlassen, ohne Freunde, ohne Rat und Hilfe; denn nichts ist herber als die Entdeckung, daß all' die Freundschaftsworte nur Schein, nur Lug und Trug gewesen.

Ich bin dein Freund! Das ist so bald gesagt,
So lang Fortuna uns ins Antlitz lächelt,
Ihr sanfter Hauch uns freudenvoll umfächelt,
Und nicht das Herz in schwerem Unglück klagt.

„Ich bin dein Freund! Verzag' nicht ob dem Schlag,
Den dir das Schicksal herbe zugemessen,
Der alten Freundschaft will ich nicht vergessen!“
O glücklich, wer im Unglück solchen Tag

Erlebte; denn aus der Freundschaft Heiligtum,
Ergießt sich für das Herz mit schwerem Leide
Doch noch ein Trost mit himmlischem Bescheide.
Drum singet freudig treuer Freundschaft Ruhm!

G. S.

Böse Zeiten.

Nach Aufzeichnungen im ältesten Kirchenbuch von Flaach.

So weit gehen Judä's Aufzeichnungen. Wir erfahren daraus, daß infolge der nassen, kalten Witterung ein Fehljahr auf das andere folgte. Nicht nur gab es in der großen Mehrzahl der genannten Jahre wenig Wein, sondern meistens war derselbe auch von geringer Qualität, oft „grusam sur.“ Die jetzt so beliebte und allgemein geübte Kunst der Weinverbesserung und Vermehrung mittelst Zucker und Wasser verstand man damals noch nicht. Gab es wenig, so trank man wenig. Sehr viele Leute lebten wohl notgedrungen abstinenter und besanden sich dabei nicht weniger gut als die anderen, die mit Judä auch beim sauersten Wein meinten: „Man muß ihn wol trinken, die wyl man keinen andern hat.“ Die Weinpreise jener Zeit waren, wie es scheint, trotz allem niedriger, als die heutigen; dagegen erreichten die Kornpreise eine enorme Höhe. Nach Wäfers Angaben (s. 3. Jahrbuch für Gemeinnützigkeit 1877) hatte ein Gulden von 1577 2,11 mal so viel wert als der Gulden anno 1760, der als Grundlage diente für die Reduktion in die neue Währung. Wenn anno 1570 der Mütt Kernen 6 Gulden galt, so würde das nach dem heutigen Geld ca. 29 Fr. ausmachen. Da der Mütt gleich 57,5 Kilo geschätzt wird, so ist der Doppelzentner ca. 51 Franken zu rechnen. Da gab es teures Brod und wir wundern uns nicht, wenn erzählt wird, daß nicht selten Menschen vor Hunger starben. Wie gut hat man's doch heute, wo man bei uns auch im ärmsten Hause kaum etwas weiß von Mangel an Brod!

Hatten die Mißjahre von 1570 bis 1600 große, anhaltende Not verursacht, so wurde dieselbe noch erhöht durch die Pest, welche in jener Zeit wiederholt in unserem Lande austrat; 1564/65 z. B. betrug der Verlust der Stadt Zürich durch die Pest 3700, auf der Landschaft 33,000. 1575 starben im Kanton 10,800 Personen, 1582 wieder 22,000. 1586 verlor die Stadt Stein a. Rh. 220 und der Kanton Zürich 12,500 Personen. Auch im folgenden Jahrzehnt kamen fortwährend viele Pestfälle vor. Das Flaachthal scheint in den Jahren 1575 und 1582 verschont geblieben zu sein; wenigstens enthält das Kirchenbuch keine Berichte darüber. Erst 1586 schreibt Pfarrer Johannes Judä: „Anno Domini 1586 ging die Pestis heftig us allenthalben in unserem Land, kam von einem Dorf in das andere, letztlich auch gen Flaach. Erstlich ward der Schmidjakob krank, kam aber wieder uf. Ihm starb ein Kind, dann Hans Lienharbs ein Kind.“ Diese ersten Fälle wollte man noch nicht als Pest ansehen. Erst als ein fremder Knecht, namens Joos, im Wirtshaus starb und dann rasch neun Fälle austraten, erkannte man, daß man es mit dem bösen „prästen“ zu tun habe. Nachdem 7 Personen verstorben waren, berief der Pfarrer die Bögte, Vierer und Rischmeier zusammen und stellte ihnen vor, wie man die Kranken mit Pflege versehen und die Toten in Leinwand einnähen und begraben sollte, ferner daß auch aus dem Gemeindegut etwas gegeben werden möchte zur Unterstützung Armer, damit das Kirchengut nicht allein in Anspruch genommen werde. Man bestellte zwei Männer zur Besorgung der Leichen. Hans Frauenfelder und Hs. Peter Ammann meldeten sich für dies Geschäft; sie forderten für das Begraben einer Person 6 Bagen und Essen und Trinken. Als ihnen das Letztere abgeschlagen wurde, wollte Frauenfelder nicht mehr mitmachen. „Hans Peter aber fuhr für“ und erhielt als Lohnzulage ein Viertel Kernen von der Kirche. Wie viele Leute in diesem Jahr starben, ist nicht notiert. Die Pest währte bis anfangs Dezember, dann ließ der „Präst fin suber nach.“ Im folgenden Jahr 1587 in der Erntezeit

trat sie neuerdings mit Heftigkeit auf. Etliche Weiber und Kinder wurden auf dem Felde krank und starben nach kurzer Zeit. Auch in Berg starben Viele. Pfarrer Judä notierte durcheinander Verstorbene von Flaach und Berg. Aus beiden Gemeinden sind bis Ende des Jahres ca. 200 notiert; die Verzeichnisse sind aber nicht vollständig, etliche Male schreibt er summarisch: „und vil junges Bolch“ oder „und vil Kind.“ Die Kinder sind gewöhnlich nicht mit Namen genannt. In vielen Häusern starben mehrere Personen. „Des Bogts zu Berg erwachsene Tochter wurde uf dem Felde krank, man mußte sie heimführen, starb am 24. Juli, mit ihr drei Schwüsterti“, kamen in ein Grab. Zwei Tage nachher starb auch der Vater und wurde mit Hüslihan's Frau und zwei Kindern in ein Grab gelegt. Im Pfarrhaus Flaach starben die Magd, Ursel Frauenselder, Hans Thomann von Helblingen, des Pfarrers Enkel, und eine Tochter Barbara. Gleichzeitig starb in der Untermühle Anneli Rizmännli, die beiden Freundinnen kamen zusammen in ein Grab. „Es waren die zwei schönsten Töchterli, so in unsere Kilschen gingen, bed 18-jährig.“

Wohl am meisten Opfer forderte die Pest in den Jahren 1611 und 1612. Für Stadt und Landschaft Zürich wird der Verlust dieser Jahre zu 51,000 Personen berechnet. Der erste, der 1611 an dieser Krankheit zu Flaach starb, war Hs. Hrch, Fislser, ein geachteter und wohlhabender Mann, Vater von 8 Kindern. Er wurde am 18. Juli unter zahlreicher Beteiligung des Volkes von Flaach, Berg und Volken bestattet. Die Leichenpredigt wurde in der neuen kaum vollendeten Kirche gehalten. Weil man zum ersten Mal im neuen Gotteshaus „geistlicher Geschäfte wegen“ versammelt war, ermahnte der Pfarrer (Felix Walber) das Volk, ehe er die Abdanfung und Leichenpredigt anfang, zum Gebet um Gottes Segen sowohl für die „Lehrer, die diese Kirche versehen,“ als auch für die Zuhörer, die in dieselbe kommen werden. Die ganze Versammlung kniete nieder und betete. Das war die Kirchweihe.

Zunächst kamen nur vereinzelt Pestfälle vor; vom 18. Juli bis Mitte November sind nur ca. 10 notiert; dann mehrten sie sich rasch und wurden besonders zahlreich in den ersten Wochen des Jahres 1612. Am 2. Februar wurden 14 Verstorbene in der Kirche verkündet, am 16. sogar 18, am 23. Februar wieder 12. Außerdem waren in dieser letzten Woche noch 7 Kinder gestorben. Weit aus die meisten dieser Verstorbenen waren von Volken. Noch heftiger scheint die Krankheit in Buch a. J. gewütet zu haben; denn dort wurden am 12. Januar 1612 28 Verstorbene verkündet und unterm 19. Januar bemerkt Pfarrer Walber: „In dieser Wochen starbend 30 Personen zu Buch“.

Auch im Spätjahr 1628 und während des Jahres 1629 starben in Flaach und Volken wieder eine große Anzahl Personen an der Pest. Von den 126 im Totenregister von 1629 Verzeichneten sind wohl die meisten der Pest erlegen, unter ihnen auch Felix Hegi, der Scherrer, von dem es heißt: „er hat hie und anderswo die lüt, so mit der Sucht heimgesucht, curieret, ist endlich auch daran, doch gottlob vernünftig, gestorben.“ Von einem andern wird bemerkt: „War ein junger starker Mann, hat sinen Nachbarn in dieser Sterbenszeit dienet, starb auch peste.“

Infolge der Mißjahre wurde die Armut groß. Daß es Schaaren hilfsbedürftiger Leute gab, läßt sich denken. Der Bettel nahm allgemein überhand. Aus den Kirchengütern konnten die Armen nicht genügend unterstützt werden, weshalb besondere Spenden angeordnet wurden. Unter dem Titel „vom Allmosen und von der Spänd zu Flaach“ machte Joh. Judä Aufzeichnungen, die uns einen Einblick

geben in die damalige Notlage und die Art, wie man der Not zu wehren suchte. Er schreibt: „Als anno Domini 1571 und 72 gar große Lürri, Hunger und Mangel in allem Land war, und der mütt Kernen 6 und 7 Gulden galt, muß man männlich nothhalb den Bättel an die Hand nemen; es luff mängs als Wis und Mann, Klein und groß. Es hatend aber unsere gnäd. Herren vor etwas Jahren den Bättel in ihrer Stadt abgestellt; so hatend die Berner das in ihrer Stadt und Land auch abkännt und lidend in ihrem Land keine Frömbden. Es wot auch männlich über (außer) dem gemeinen Bättel das Brod von Töß, Rütli und Kappel han. Des ward so viel, daß es ein Oberkeit nit meer erschwingen mocht, oder nit wot. Es erklagtend sich auch vil Landlüt, sie möchtinds nimen erschwingen und erlyden mit so vil heimischen und frömbden Bättleren. Deshalb unsere gnäd. Herren und Obere anno 1572 ein allgemein Mandat der armen halb usgan ließend, darin sie allen Bättel abstricktend und einer jeden Gemeind die Ihren besalch zu erhalten, us dem Kirchengut und gemeinem Zemenstüren, und daß man den bekantten das geben söt, das man vorher den frömbden und unbekantten geben hat. Und sodann das Kirchengut nit glangen möchti und der Armen zubil in den Kirchhörinen, wölltind unsere gnäd. Herren denselben helfen und die Hand bieten. Auch welind sie, so vil ihnen müglich, die frömbden des Lands verwysen und in ihr Land wysen.“ Diese Ordnung wurde in allen Gemeinden angenommen. Weil die Kirchengüter, aus denen sonst die Armen unterstützt wurden, meistens nicht ausreichten, wurden außerordentliche Spenden beschloffen. In den einen Gemeinden feuerte man Geld zusammen, in anderen Kernen, in anderen Brod. Die Gemeinde Flaach beschloß, ihre Notleidenden, damit sie nicht mehr betteln gehen müßten, mit Brod zu erhalten. Als in der Versammlung angefragt wurde, wieviel Brod jeder wöchentlich freiwillig geben wolle, belief sich die Summe auf 28 Brode. Der Gerichtsherr Junker Hans Peier gab 3 Brod, der Pfarrer, der Gerichtsarzt und zwei andere je 1 1/2, etliche 1, mehrere 1/2 oder 1/4 Brod. Mit diesem Brod wurden 11 Haushaltungen mit 35 Kindern unterstützt. Die Verteilung geschah am Sonntag in der Kirche.

(Schluß folgt.)

Das geht mich nichts an.

Vergebens hatte man sich an einen sehr reichen Herrn in Amerika gewandt, ihn zu bestimmen, einer Gesellschaft beizutreten, die die Unterdrückung des Branntweingenußes bezweckte und zu jeder ein Geldbeitrag von ihm erbeten wurde. Alles Zureden der Bekantten half nichts: die kalte Abweisung, „das geht mich nichts an,“ war die Antwort.

Einige Tage darauf fuhr der Amerikaner nach der seiner Bestzung nahe gelegenen Bahnstation, um selbst Frau und Töchter, die von einer Reise zurückkehren sollten, in Empfang zu nehmen. In der eleganten Equipage dahinrollend, waren seine Gedanken mit Berechnung des wachsenden Wohlstandes und neuen Plänen für eine einträgliche Unternehmung beschäftigt, als Zusage über eine Zugentgleisung und ein großes Unglück auf der Bahnstrecke sein Ohr trafen.

Aber es gingen ja 25 verschiedene Linien von der großen Station St. Louis ab — warum sollte der Zusammenstoß denn gerade in der Richtung vorgekommen sein, von der er seine Familie erwartete? — sucht er sich zu beruhigen. Und doch steigerte sich die Besorgnis des

Gatten und Vaters; diesmal ging die allgemeine Not ihn doch „etwas an!“

Auf der kleinen Station angelangt, erwies es sich, daß ein schrecklicher Zusammenstoß zweier Züge wirklich auf jener Strecke passiert sei, und zwar nur 7—8 Meilen von hier entfernt. Unser Amerikaner telegraphierte sogleich nach St. Louis und bot 2000 Fr. für eine Lokomotive, auf der er selbst sich zur Unglücksstätte begeben wollte. Die Antwort lautete abschlägig. Wieder fragte er an und bot diesmal 4000 Fr. für eine Lokomotive. „Nein,“ hieß es, „ein Zug mit Ärzten, Verbandzeug und Krankenträgern ist bereits dorthin abgegangen, und es ist keine Lokomotive mehr zu haben. Gleich vor Schrecken und wahrer Herzensangst lief der reiche, nun so hilflose arme Mann in größter Spannung den Bahnsteig auf und ab. Die nächste halbe Stunde schien ihm eine Ewigkeit.“

Endlich fuhr der Zug ein. In einem zum Krankenzug verwendeten Güterwagen fand der Unglückliche die entseztlich verstümmelten, leblosen Ueberreste seiner Frau und einer Tochter, während die andere Tochter im nächsten Wagen zwar noch lebend, aber hoffnungslos lag. Und die Ursache der entseztlichen Katastrophe, der so viel Menschenleben zum Opfer gefallen waren? — Einer der Bahnbeamten hatte im angetrunkenen Zustande ein großes Versehen begangen und zwei Züge waren dadurch ineinander gefahren. Diesmal ging den bellagenswerten reichen Mann auch der Branntwein, der mittelbar an dem Unglück schuld war, etwas an.

Ein Wintertag.

Der Nebel umschwebt trüb den Strauch,
Feucht wird das dürre, kahle Reifig.
Der Morgenwind, ein kalter Hauch,
Durchdringt die Zweige scharf und eifig.
Was biegsam war, das wird nun steif —
Wehmütig in die Lüfte starrend,
Die Rinden deckt ein weißer Reif,
Die Zweige tönen hohl und knarrend.

Hell durch die grauen Wolken bricht
Ein Sonnenstrahl jetzt auf die Erde
Hernieder, und das helle Licht
Wird noch einmal zum Worte „Werde“.
Vom Zweige sprüht ein Funkenkranz
Gleich tausend Diamantenstrahlen,
Als wollte er im hellen Glanz
Der Jugenfrische wieder prahlen.

Gefühle werden wieder wach,
Die längst im Innern schlummernd ruhten,
Tief in der Seele heimem Fach
Empfindungen, die uns anmuten.
Wir seh'n das liebe Elternhaus,
Und — wie sich die Gedanken wecken —
Den zierlich schönsten Blumenstrauß
Am ersten schwarzen Rocke stecken.

Des Vaters strenge Angesicht
Mahnt ernst und mahnend uns entgegen,
Die Mutter sagt: „Geht mir auch nicht
Auf schlechten und verbot'nen Wegen,“
Die alten Freuden wachen auf —
Das frohe Fest, die schönen Zeiten —
Doch weiter geht der Welten Lauf,
Es folgen dann die ersten Leiden.

in der Stille den letzten Willen ihrer Tante ausführen solle, „nicht als eine Gabe von mir, o, nein, sondern als ein Vermächtnis von ihr.“

Der Pastor sagte zu dieser letzten Sache nicht Ja noch Nein.

„Ich weiß nicht, wie du dies machen willst. Jetzt gehört alles vor Gericht dir; gibst du die Hälfte fort, so kann es nur auf dem Wege des Geschenks sein, — wenn eben kein Wille der Verstorbenen da ist. Und wie könnte man denn offenbaren ohne Lüge oder ohne öffentliches Geständnis?“

„Nicht Lüge, nein, nein!“ rief Frau Malrose, „ich will mir mit Sünde weder Glück noch Ehre erkaufen, will durch Sünde der Schande nicht entgehen. Nein, nur das nicht, ich halte das nicht aus.“

„Sollst du auch nicht,“ wehrte der Pastor, „aber mein Rat ist, wir warten jetzt noch die 2—3 Wochen bis der alte Notar zurück ist. Er kann uns am besten raten. Ihm müssen wir alles sagen, obgleich ich wünschte, daß Niemand weiter es erfahren müßte, — schon um deiner Mary willen.“

VI.

Herr Notar Heß kam zurück und ehe sich noch der Pastor oder Frau Malrose zu ihm begeben konnten, teilte er mit, daß am 12. Mai, vier Wochen nach dem Tode der Frau Doktor Alland, die Eröffnung ihres Testaments stattfinden solle.

Welches Testaments? Gab denn die Flamme ihren Raub zurück, konnte denn das vernichtete wieder aufstehen? Oder hatte die Erblasserin noch ein Testament gemacht, vor dem, welches Johanna vernichtete. Vorher mußte es gewesen sein, denn jenes war im November des vorigen Jahres gemacht — und später, das wußte Johanna, war die Tante nicht mehr in die Stadt gekommen. Vielleicht hatte sie jenes erste gemacht, als sie nichts mehr von ihrer Nichte wußte, und das zweite war vielleicht ein zu ihren Gunsten gefertigtes.

Wer aber konnte ahnen, daß Frau Alland zwei Testamente machen würde?

Sei es, wie es wolle, — Johanna wollte zufrieden und demütig sein. Und wenn sie ganz arm wurde — wenn sie nur erst wieder ein reines Gewissen und Frieden mit Gott hatte. — Nun mußte ja bald, bald alles entschieden sein. (Schluß folgt.)

Böse Zeiten.

Nach Aufzeichnungen im ältesten Kirchenbuch von Flaach.

Diese Spende dauerte über Winter bis in den Sommer hinein. Gegen die Ernte hin hatten manche Bauern nichts mehr zu geben. Das Betteln ging wieder an. Die obrigkeitliche Ordnung wurde bald nirgends mehr recht gehandhabt, obwohl sie 1579 aufs neue publiziert worden war. „Es luff wieder frömbd und heimisch Volsch umhin öffentlich und wehrt's ihnen niemand.“

Am 17. Dezember 1581 schrieb der Vogt von Kyburg dem Pfarrer und den Meiern der Gemeinde Berg einen „scharpen Brief“ mit der Ermahnung, daß sie meiner Herren Ordnung handhaben möchten, den Armen in der Kilch geben und sie nit umhingan lassen, dann wollten die Herren ihnen dazu wöchentlich 16 Brot von Töß geben. Diesen Brief brachte der Pfarrer von Berg auch dem Pfarrer von Flaach, daß er ihn den Bözten und Meiern vorlege. Diese aber erwiderten „der Brief stände nit uf sie, sondern uf die von Berg“, die Obrigkeit halte selbst nicht ob ihrem Mandat sondern lasse die fremden Bettler im Lande; auch aus den reichsten Kilchen, wie

Oberwinterthur und Dynhard u. a. laufen Leute bettelnd umher, obwohl sie von der Kirche und dem Kloster Töß Unterstützung empfangen; man könne nicht das Brod in der Kirche geben und dann in den Häusern auch noch. Erst im Winter 1585 wurde die Spende auf Anhalten des Pfarrers wieder angeordnet. „Die puren, die mit ganzen Zügen purtend, gaben einer ein halb Brot, die andern ein viertel Brot und vil gar nüt.“ Aber schon nach einigen Wochen wurde die Brotspende wieder eingestellt. Ein Jahr später macht Judä einen erneuten Versuch dem Mandat der Armen doch halb Nachachtung zu verschaffen, mit dem Erfolg, daß der Gerichtsherr versprach, wöchentlich 1 Viertel Roggen und Gersten zu geben, die Gemeinde und die Kilch je 1 und ein halb Viertel Kernen anerbot, die großen „puren“ 1 Brot, die minderen ein halb und ein viertel Brot wöchentlich. Hans Rizman „bachte“ aus dem Mütt Kernen, den die Gemeinde und Kirche gab, 40 Brote, „zuerst machte er's hüsch, aber z'leht gar elend und schlecht Ding.“ Außer diesem Brot der Gemeinde kamen noch ca. 18 von Bauern gespendete Hausbrote zur Verteilung. Anfänglich meldeten sich nur wenige zum Empfang. „Als sie aber sahen, daß einer bis zweieinhalb Husbrot in der Kilchen bekam, dachten ihrer vil, das Chor in der Kilchen wäri ein guter Bachosen und sie kamen hüßlingen und jeder wollte etwas han.“ — Auch diese Spende dauerte nicht lang. Manche Bauern hatten gegen die Ernte hin selbst keine Vorräte mehr, andere ermüdeten im Geben, weil immerfort eine Unzahl Bettler aus andern Gemeinden an den Häusern um Brot baten und unter den Armen auch manche „unverschambe und unbergnügige“, lieberliche Leute waren. Als ein Beispiel dieser letzteren senen wir einen Ulrich Müller, Schneider von Flaach kennen, den man den Schnyder Uebrig oder den Uebrigshnyder nannte. Bei der Anordnung der ersten Brotspende im Jahr 1572 wurde in der Gemeinde beschlossen, ihm nichts von der Spende zu geben, sondern seine Kinder „von Hus zu Hus umzubuspysen“; weil man aber sein böses Maul und sein freches Wesen fürchtete, unterließ man die Durchführung des Beschlusses. Der Pfarrer schildert ihn mit den Worten: „Dieser Mann ist ein gottloser, verruchter, übelchweerer Mann, der um jeden Habbant mit jedam schlug. Er ist etwann wegen syres Schweerens türmt (eingesperrt) worden. Alles, das er gewann, ward versoffen und er ließ den Kindern Hunger. Anno 1570 stahl er ein Viertel Kernen us der Müli, ward z'Neftenbach begriffen, als er es wott z'Markt tragen, ward gefangen und gan Kyburg geföhrt. Er kam wieder ohn Entgeltuß heim. Am 1. Februar 1573, als man synem Knaben nit also viel Brot gee hat, als etwan vor, hat er tobent und geschworen und gseit, man gäb das Brot Schölmen und Dieben und i hm wöll man nüt gee.“ Im nämlichen Jahr wurde er samt seinem Bruder Thomas gefangen nach Andelfingen und dann nach Zürich geföhrt. Der Bruder wurde wegen Diebstahls geköpft, „er kam wider us, doch sott er eer und gweer verlan.“ Nachdem er nochmals eine Gefängnisstrafe durchgemacht hatte, mußte er daheim einen offenen Widerruf in der Kirche tun.

Als 1590 der Rat in Zürich die Gemeinden wiederum ermahnte, die Bettelordnung an die Hand zu nehmen und forderte, daß jede Gemeinde die Thrigen erhalte, wurde beschossen, „die armen soltens all' wuchen 2 Tag, Zistag und Freitag, umhin gan, dann solli jeder sin bestes tun.“ Die Kirche konnte für die Armen nicht viel Brot baden, denn sie hatte wegen Hagelschlag nur wenig Kernen.

Nach den Pestjahren 1586 und 1587 wurden in einem Verzeichnis der Armen ca. 30 Waisen und hilflose Kinder aufgezählt, die versorgt werden mußten. Thret-

wegen schrieb Judä eine Bittschrift an Herrn Obmann Wiederkehr zu den Augustinern in Zürich. „Die Ursache unsers Schreibens an üch ist die: Nachdem uns unser lieber Herrgott allhie zu Flaach diesen Herbst mit Tod und Sterbent heimgesucht, sind vil lüt von hinnen brüßt worden. Etliche aber hebend Wib und Kinder hinder ihnen glassen ohn' alles Gut, auch ohne alle Fründ, die sie erzüchind. So sind auch ihrer etlich in Krieg zogen, hand Wib und Kind sitzen lan, derer Wiber etliche gestorben und iez di armen Waislin nieman han, der sie erzüchi. Derwil nun dieselben mertheils gezwungen sind, dem Bättel nachzügen; auch deren vil sind, die Jugend halb nit gan könnend, die andern aber mit Schuh und Gwand nit versähen, daß sie ieziger Zit dem Almosen nachgan könnend, so langt unser demütig Bit an üch, uns. gnäd. Herren, ihr wollend uns ein Stür und Hilf schicken, es sye an Tuch oder an Gält, so wollend wir die armen Waisli beschuhen und bekleiden, damit sie sich des Frosts erwerben und durch den Winter kommen mögint. So vil uns dann antrifft, wollend wir ihnen und andern huzarmen lüten, so sich des Bättelns schämend, aber heimlich groß not libend, mit iren Kindern beholten und beraten syn, und so die Kindli bekleidet werdend, wollend wir verschaffen, daß ihnen die Schuh und Kleidli gebüzt und gebessert werdend. Bittend also untertänig, ihr wollend uns wie andere üwer undertanen und Gemeinden in Gnaden bedanken, etc. etc.“

Diese Bittschrift scheint ohne Erfolg gewesen zu sein, denn nachher wurde bemerkt: „Der Bot ging zu 3 malen inhin, und zletzt gab man ihm den Bescheid, man wolle dem Schaffner zu Embrach ihrethalb schreiben; aber es ward nit drus.“ Vermutlich gingen damals von allen Seiten so viele Bittschriften ein, daß nicht allen entsprochen werden konnte. —

Das Kirchenbuch hat uns böse Zeiten gezeigt. Die Klage über schlechte Zeiten wird auch heute oft gehört, aber wir haben es doch viel besser als unsere Vorfahren vor 300 Jahren!
H. F.

Fürstliche Dienstboten.

Es sind mit dieser Ueberschrift nicht Dienstboten gemeint, welche Fürstlichkeiten beschäftigen, sondern solche, die selbst Fürsten sind. Und deren gibt es in der Tat mehr, als man glauben sollte. So las man vor einiger Zeit, daß eine russische Prinzessin, Helene Zulukuse, durch Handlangerdienste bei einem großen Bau in Odessa ihren Unterhalt verdiene. Die Familie Zulukuse zählte zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Zarenreiches, doch sind ihre letzten Sprößlinge völlig verarmt. Da es der Prinzessin Helena trotz redlichen Bemühungen nicht gelingen wollte, eine andere Stellung zu finden, sah sie sich genöthigt, um nicht zu verhungern, diese grobe Arbeit zu verrichten. Es ist überhaupt gerade in Rußland nicht selten, daß Männer und Frauen mit Prinzen-, Grafen- und Marquistiteln in dienender Stellung anzutreffen sind. Da sich dort der Titel des Vaters auf alle Kinder vererbt, so gibt es eben sehr viele Menschen, denen ihr Rang nur eine Last bedeutet, die sie nicht einmal abschütteln können, so gerne sie es auch zuweilen möchten. Wollen sie notgedrungen eine Stellung annehmen, so müssen sie ihre Papiere vorlegen, und daß es da stets schwarz auf weiß zu lesen ist, welchen Titel sie besitzen, dafür sorgt die Polizei mit rührender Gewissenhaftigkeit. Natürlich ist es nicht Sache eines Jeden, einen Diener oder eine Jofe zu engagieren, die im Range hoch über ihm steht, und so werden dann die prinzlichen und gräflichen Stellesuchenden in den meisten Fällen achselzuckend abgewiesen.

Erst kürzlich wollte eine junge Französin, die einen reichen russischen Baron geheiratet hatte, auf der Durchreise nach dem Gute ihres Gatten in Petersburg ein Kammermädchen annehmen. Unter den zahlreichen Bewerberinnen gefiel der Baronin eine etwa 30jährige Brünnette mit sympathischem Gesicht und auffallend feinem Benehmen am besten. Sie ließ sich die Papiere zeigen und gewährte zu ihrem Erstaunen, daß sie eine geborene Fürstin S. vor sich hatte. Die Bedauernswerte gestand unter Tränen, sie suche seit einigen Wochen vergebens Engagement und würde glücklich sein, die Stelle zu erhalten. Die Baronin konnte sich nur schwer entschließen, eine so vornehme Dame um sich zu haben, engagierte sie aber doch, da sie Mitleid mit ihr hatte; wie erstaunte sie aber, als sie auf ihrem Landhause eintraf, und die Entdeckung machte, daß die Haushälterin eine Gräfin, die Aufseherin der Stallmägde eine Prinzessin, der Kutscher ein Baron, wie ihr Galte, und der Kammerdiener ein polnischer Edelmann war.

März.

Der März muß zweien Herren dienen;
Der strenge Alte lockt und droht,
Und wie der Sonne Strahlen schienen,
Oft kehrt zurück des Winters Not.
Doch dient er ohne Federlesen
Mit seinem flotten Eisenbesen
In Liebe auch dem holden Venz
Und spottet ob des Alten Flenz.

Nach kurzer Frist erscheint er offen
Als Herold einer bessern Zeit,
Weckt in der Brust ein frohes Hoffen
Auf Tage voller Herrlichkeit.
Dem alten Herren zum Entsetzen
Zeigt bald sein Mantel tausend Fezen;
Die Sonne lacht der Erdenflur
Zur Freude jeder Kreatur.

Die eisbefreiten Bächlein rauschen
In toller Lust vom Bergeshang,
Und jung' und alte Kinder lauschen
Voll Wonne ihrem Jubelsang.
Die blaffen Glöcklein dort im Garten,
Sie mögen kaum den Venz erwarten,
Und ihnen folgt am sonn'gen Bach
Die erste Brimel freudig nach.

Der Jofe dringt ins Reich der Schule
Mit Himmelsglaz und Sonnenschein,
Das Sitzen auf dem harten Stuhle
Es wird dem jungen Volk zu Pein;
Drum bringt der März das Schulexamen,
Und dann hinaus in Gottes Namen!
Verschwunden ist des Winters Qual
Beim frohen Spiel im Sonnenstrahl.

Willkommen, holber März, willkommen
Nach langem, schwerem Winterleid!
Ein jedes Herz ist dir entglommen,
Du Bote einer schönern Zeit.
O bringe uns, den Wintermüden,
Bald liebe Grüße aus dem Süden
Und schiebe vor des Winters Tor
Mit starker Hand den Kiegel vor!

„Waldschulmeister im Emmenthal.“